

# Mit Chuzpe und dem Herz eines Boxers

Wie Horst Selbiger die Pogromnacht 1938 in Berlin erlebte und beschloss, Hitler ein Schnippchen zu schlagen

»Nichts war, wie es vordem gewesen ist«, sagt Horst Selbiger, der als Junge in Berlin die barbarische »Reichskristallnacht« erlebte. In der Shoah verlor er über 60 Familienangehörige.

Von Karlen Vesper

Es knirscht, knackt und kracht unter ihren Schuhsohlen. Was zehnjährigen Buben normalerweise ein Gaudi ist – nicht so für Horst Selbiger und seine Freunde. Gesenkten Kopfes, bedrückt, schweigend setzen sie an jenem 10. November 1938 tapfer ihren Weg fort, zur Jüdischen Schule in der Großen Hamburger Straße in Berlin. »Wir liefen über Glasscherben. Je weiter wir gingen, desto schlimmer wurde es«, berichtet der heute 90-Jährige. »In der Rosenthaler, Ecke Sophienstraße war ein jüdisches Kaufhaus. Wir sahen randalierende Plünderer.« In der Oranienburger das gleiche Bild, alles zersplittert, zertrümmert, zerschlagen. »SA-Angehörige standen vor den Läden, und ganz normale Bürger bedienten sich dreist aus den Regalen.« Die Erinnerung wühlt Horst Selbiger noch heute auf.

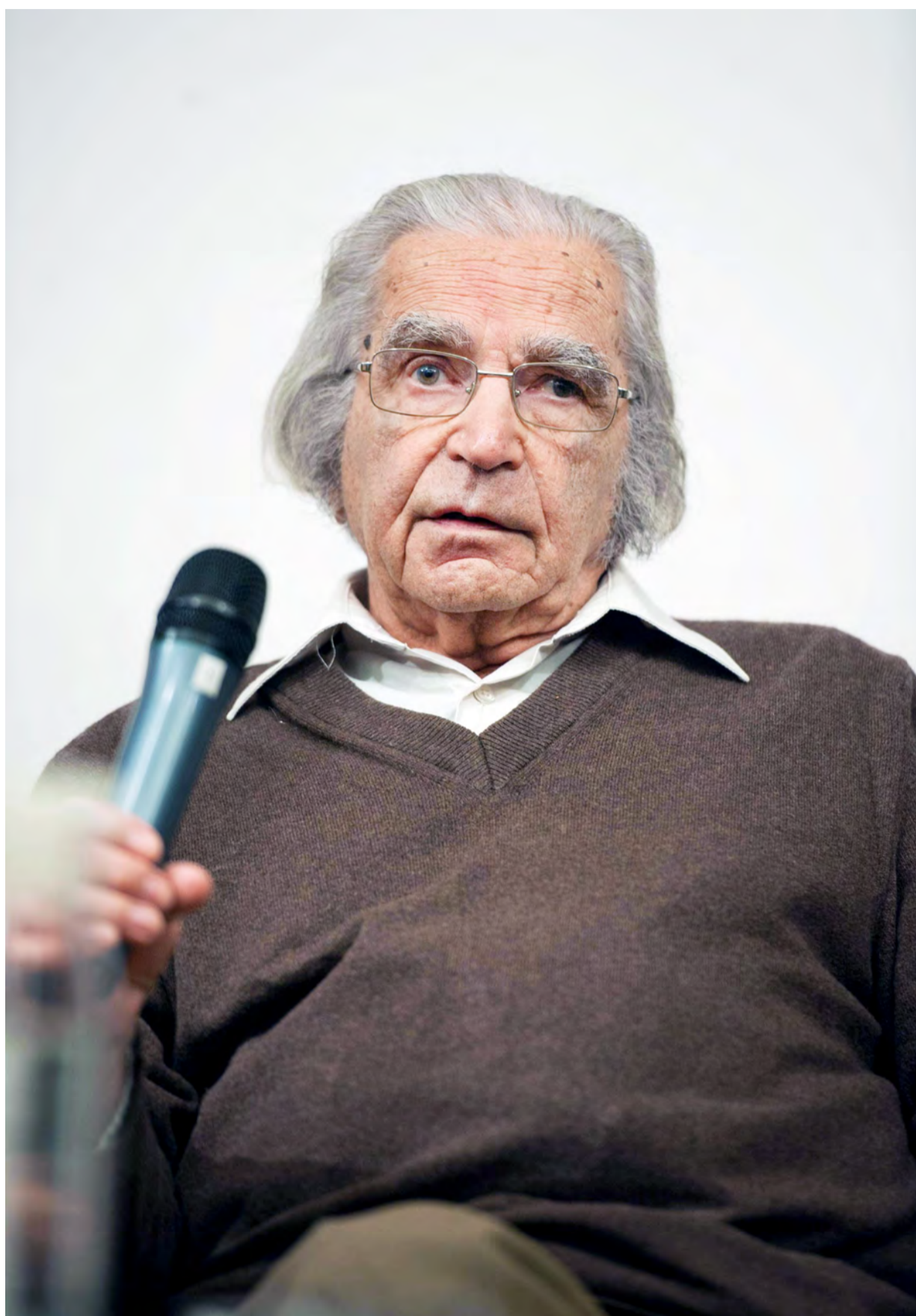
1934 ist er eingeschult worden. In die Volksschule in der Sonnenallee unweit vom Hermannplatz. Dort ist er der einzige Jude in der Klasse, »ein Graus war das«. Er hatte keine Freunde, erzählt der Veteran in seiner kleinen bescheidenen Wohnung in Berlin-Kreuzberg. Die anderen Kinder wandten sich ab, wollten mit dem »Itzig«, der »Judensau«, nichts zu tun haben. Wie brutal können Kinder sein, deren junge Hirne vom Gift erwachsenen Ungeistes vernebelt sind. »Sie bespuckten und schlugen mich. Das hat mich irrsinnig verletzt, machte mich hilflos. Noch heute kann ich nicht leicht auf Menschen zugehen, unbefangene Freundschaften schließen.«

Durch einen glücklichen Umstand wird Horst, obwohl zwei Jahre unter dem gesetzten Eintrittsalter von zehn Jahren, in den Sportverein Makkabi aufgenommen, lernt Boxen und Selbstvertrauen. »Die Makkabi-Leute haben meine Situation offenbar besser als meine Eltern eingeschätzt.« 1938 muss der jüdische Junge die »deutsche« Schule verlassen. Er ist froh darüber, fühlt sich wohl in der Jüdischen Schule, wo keiner ihn anpöbelt, Mädchen und Jungen gemeinsam unterrichtet werden. »Und wir hatten fantastische Lehrer, die besten der Besten.« Jüdische Lehrer dürfen an anderen Schulen nicht mehr lehren. Horsts Lieblingsfächer sind Geschichte und Deutsch. »Wir hatten eine tolle Deutschlehrerin. Sie hat mir die Liebe zur deutschen Sprache und deutschen Literatur beigebracht.«

Deutschland ist da schon lange kein liebenswertes Land mehr. Feindselig nicht nur, aber vor allem Juden gegenüber. Weshalb die jüdischen Kinder den Schulweg zumeist nur gemeinsam beschreiten. So auch am 10. November 1938. »In der Großen Hamburger wurden wir Zeuge, wie Betten aus den Fenstern des jüdischen Altersheims flogen«, erzählt Horst Selbiger. »Und auf dem alten jüdischen Friedhof waren Grabsteine umgestürzt.« Noch nicht einmal Respekt vor den Toten kannten die Nazis. Beschädigt wurde auch die letzte Ruhestätte des großen jüdischen Philosophen und Aufklärers Moses Mendelssohn.

»Vor unserer Schule standen einige Lehrer, die uns sofort nach Hause schickten.« Schlimmes ist in der Nacht geschehen, und Schlimmeres sollte geschehen. Deutschlandweit sind Synagogen in Brand gesetzt und verwüstet worden, jüdische Geschäfte und Warenhäuser, Arztpraxen und Kanzleien, die nur noch mit »Sondergenehmigung« geöffnet waren, überfallen worden. »Als ich zu Hause ankam, waren die Schilder der Praxis meines Vaters und unsere Wohnungstür am Kottbusser Damm mit roter Farbe beschmiert: »Vorsicht, Juden!« Teutonischer Furor, der sich nachts noch nicht genug ausgetobt hatte, scheut das Tageslicht nicht.

Die Großfamilie der Selbigers, aus Westpreußen stammend, bestand zumeist aus Handwerkern, vor allem Glasermeistern. Horsts Vater Erich Selbiger durchbricht die Tradition, ist Zahnarzt. Waren unter jenen, die am



Horst Selbiger, ein Zeitzuge, für den Faschismus keine Meinung, sondern ein Verbrechen ist.

Foto: imago/Uwe Steinert

10. November Praxis und Wohnung beschmierten, ehemalige Patienten? Haben an diesem Tag vielleicht auch den Landen und die Werkstatt des Glasermeisters Selig Selbiger in der Wollankstraße einstige Kunden verwüstet, die zwölf Jahre zuvor, 1926 zum 50. Firmenjubiläum, Blumen und Gratulationen geschickt hatten? »Uns passiert nichts«, tröstet an diesem Novemberschreckenstag Ernst Selbiger die Seinen. In Flandern verwundet und verschüttet, hatte er das Eiserne Kreuz erhalten und gehörte dem Reichsverband Jüdischer Frontsoldaten an. Juden, die 1914/18 ihr Blut »für Kaiser, Volk und Vaterland« vergossen, genießen im antisemitischen Paragrafenschudel, der sich seit 1933 über ganz Deutschland ausbreitete, noch gewisse Privilegien.

»Vater war kein frommer, aber ein stolzer, bekennender Jude«, erinnert sich Horst Selbiger und ergänzt: »Er war ein sogenannter Drei-Tage-Jude, suchte mit uns die Synagoge nur an den Hohen Feiertagen, zu Jom Kippur, Rosch ha-Schana und Pessach auf.« Der Vater sei deutschnational gesinnt gewesen, »mit einem Hang zur Sozialdemokratie«. Über die Navität des Vaters kann Horst Selbiger heute nur schmunzeln. »Geschützt hat uns nicht sein Frontkämpferstatus, sondern Mutterns Mut«. Erna Selbiger ist Christin und gilt als »Arierin«.

»Viele Juden glaubten, die Brutalität des Pogroms sei nicht zu überbieten. Sie irrten.« Auch Vater Selbiger wird seiner Praxis beraubt und zur Zwangsarbeit verpflichtet, ebenso seine beiden Söhne Gerhard und Horst. Die Jüdische Schule in der Großen Hamburger wird nach der »Reichskristallnacht« geschlossen. Horst arbeitet zunächst in einer Mützenfabrik in der Prinzenallee, muss Kolonialhelme nieten, »für Rommels Armee«. Der Veteran lacht. »Ich war

14 und habe das nicht richtig hingekriegt. Ich drückte die Niete nicht richtig durch oder zu fest, so dass der Helm kaputt war. Da haben sie mich rausgeschmissen. Ich musste mich wieder im Arbeitsamt für Juden in der Fontanepromenade melden.« Die nächste Station ist ein Rüstungsbetrieb in der Hollmannstraße. Horst muss Flugzeugteile in einer überliefenden, ätzenden Lauge einfetten.

Am 27. Februar 1943 wird er verhaftet. In ganz Deutschland werden Juden aus »Mischehen« aus Betrieben oder Wohnungen gezerrt und zu

*»Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass dieser Hass, diese Aggressivität und Inhumanität, wieder zurückkehren.«*

Sammelstellen transportiert. Jetzt sollen auch sie gen Osten deportiert werden. Den Mördern schlägt indes diesmal geballter Widerstand entgegen. Zunächst sind es einzelne Frauen, die sich vor den Sammellagern postieren und die Freilassung ihrer jüdischen Männer und Söhne fordern. Es werden ihrer immer mehr. »Meine Mutter und meine Großeltern mütterlicherseits waren dabei«, erzählt Horst Selbiger stolz. Er ist ihnen dafür auf ewig dankbar.

Man hat ihn in das ehemalige Gemeindehaus in der Levetzowstraße verfrachtet. Die dortige Synagoge ist ebenfalls in der Pogromnacht beschädigt worden; 1955 abgerissen, gemahnt an deren Stelle heute ein Eisenbahnwaggon an die Deportationen in die Vernichtungslager. Horst ist mit weiteren 50 unglückseligen Menschen in einen Raum von 25

Quadratmetern eingesperrt. »Für die insgesamt 2200 Menschen im ehemaligen Verwaltungsgebäude der Jüdischen Gemeinde gab es nur sechs Toiletten und keine Waschgelegenheiten«, erinnert sich Horst Selbiger. »Am Montagmorgen, 60 Stunden nach unserer Verhaftung, bekamen wir das erste Essen: Sauerkrauteintopf und eine Scheibe Brot.«

Drei Tage quält Horst bleierne Ungewissheit. Die Nazis feiern am 30. Januar pompös den zehnten Jahrestag der »Machtergreifung«, so die propagandistische Floskel, während ihre 6. Armee in Stalingrad dem Untergang entgegenzieht. Die vor dem Gemeindehaus in der Levetzowstraße protestierenden »arischen« Frauen und Männer haben sich trotz martialischen Aufmarsches der SS nicht verjagen lassen. Es vergeht dennoch eine Woche, ehe Horst aus der Vorhölle von Auschwitz entlassen wird. Die Nazis beugten sich dem zivilen Widerstand. Für viele Juden zu spät. »Nur zwei aus meiner Klasse haben das Grauen überlebt«, weiß Horst Selbiger. Und schluckt. Er muss an Esther denken, seine erste große Liebe, deren Spur sich in jenen Tagen im Nichts verlor. Horst ist entschlossen zu überleben. Er wird Hitler ein Schnippchen schlagen. Mit unglaublicher Chuzpe stolziert er alsbald ohne Judenstern durch »seine« Stadt, klagt sich ein HJ-Abzeichen und geht ins Kino, für Juden strikt verboten. Er schaut sich schmalzige Durchhaltefilme an und feixt in sich hinein.

Nach dem Krieg will er in die USA auswandern, dort als Schriftsteller seine Brötchen verdienen. »Mit tausend Worten Englisch kommst du durchs Land, machst aber keine Karriere als Journalist oder Schriftsteller«, warnen ihn Remigranten. »Außerdem: Hitler wollte Deutschland judenfrei machen. Und da habe ich mir gesagt: Diesen Gefallen tue ich

diesem Verbrecher nicht noch im Nachhinein.«

Horst versteht den Vater nicht, der am Hohenzollerndamm wieder eine Praxis eröffnet, als wäre nichts geschehen. Junior Selbiger hingegen wechselt 1949 in die DDR. Er besucht die Arbeiter- und Bauern-Fakultät, studiert Journalistik, wird Pressereferent beim Nationalrat der Nationalen Front, ist in der FDJ und in der SED und jüngster Abgeordneter in Berlin. Fast wehmütig resümiert der Zeitzuge: »Alles in allem war das eine tolle Zeit, eine beglückende Aufbruchsstimmung.« Trotz herber Enttäuschungen? Getreu der Ermunterung seines journalistischen Mentors Heinz Brandt, »Lass dich nicht mit Phrasen abspesen, gib dich zufrieden«, fragt er stets nach. Und eckt an. Im Jahr des Arbeiteraufstandes gegen Walter Ulbricht, 1953, wird er darob unversehens der »Fraktion Herrstadt/Zaisser« zugerechnet, muss ein Parteiverfahren über sich ergehen lassen und erhält Berufsverbot. »Als Hilfsarbeiter durfte ich an der Humboldt-Universität Laborgläser ausspülen.«

Nach dem XX. Parteitag der KPdSU 1956 kämpft Horst Selbiger um seine Rehabilitierung, wird Leiter der Kulturabteilung der Ostberliner Alma mater, Mitglied des Schriftstellerverbandes – »wo ich »wunderbare, einzigartige Persönlichkeiten kennenlernte« – und schreibt Artikel, unter anderem für das »Neue Deutschland«. Sein erstes Buch erscheint, über einen jungen 1848er Barrikadenkämpfer. Nein, Antisemitismus habe er in der DDR nicht erlebt, beteuert er. Dennoch wendet er sich von dieser schließlich ab. Vom »ND« 1964 als Berichterstatte zum Auschwitz-Prozess in Frankfurt am Main geschickt, kehrt er nicht zurück. Nicht wegen der Mauer, die ihn seit 1961 von den Eltern in Westberlin trennt. Er ist enttäuscht vom schäbigen Umgang der Genossen mit seinem väterlichen Freund Heinz Brandt, dem jüdischen Altkommunisten und ehemaligen Buchenwald-Häftling, der 1961 von einem Gewerkschaftskongress in Westberlin in die DDR entführt, zu 13 Jahren Haft verurteilt wurde und nur dank internationaler Proteste nach drei Jahren frei kam.

Ist Horst Selbiger vom Regen in die Traufe geraten? Es gelingt ihm nicht, in der Bundesrepublik journalistisch Fuß zu fassen. Man misstraut dem Juden, der aus dem Osten kam. Das Reisebüro ernährt die Familie kaum. Horst Selbiger muss um seine Anerkennung als politisch und rassistisch Verfolgter kämpfen. Seine Artikel im »ND«, etwa über die Studentin und Kommunistin Liselotte Herrman, die als junge Mutter in Plötzensee unterm Fallbeil starb, oder die jüdisch-kommunistische Widerstandsgruppe um Herbert und Marianne Baum, die Goebbels' Hetzausstellung »Das Sowjetparadies« im Berliner Lustgarten 1942 in Brand gesetzt hatte, werden ihm im Westen, »wo noch viele alte und bald auch neue Nazis das Sagen hatten«, zum Verhängnis. Heute ist Horst Selbiger froh über die Abwegelungskribie westdeutscher Beamter, hat diese ihm doch eine Aktenmappe seiner journalistischen Arbeiten in der DDR beschert. Nach fast sieben Prozessjahren erhält er 1970 seine Anerkennung. Sein 15-jähriger Kampf um Entschädigung wegen gesundheitlicher Schäden aus der NS-Zeit bleibt hingegen erfolglos. Der abschlägige Bescheid zitiert das »Gutachten« eines NS-Arztes: »Die jüdische Rasse scheint zu Gicht, Diabetismelitus und familiärer Hypocolesterinämie zu neigen.« Eben jener Gotthard Schettler, NSDAP-Mitglied und in Nachkriegswestdeutschland hochdekoriertes Universitätsprofessor, Präsident der Heidelberger Akademie der Wissenschaften gar, wurde 1997 Ehrenbürger von Falkenstein im Vogtland.

Angst habe er nicht, dass in Deutschland das Rad der Geschichte zurückgedreht wird, sagt Horst Selbiger. »Ein Boxer hat schließlich keine Angst zu haben«, fügt er lächelnd hinzu. Und gesteht: »Ja, ich bin besorgt. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass dieser Hass, diese Aggressivität und Inhumanität, die ich erlebte, wieder zurückkehren.«



»Durch die Verfolgung sind wir jüdischen Kinder schneller erwachsen geworden«, antwortet Horst Selbiger, geboren am 10. Januar 1928 in Berlin, auf die überraschte Frage der »nd«-Redakteurin, dass er auf diesem Foto doch älter als 16 Jahre gewesen sein müsse, was er verneint. Das Foto stammt von der »Jüdischen Kennkarte«, die der Teenager als Zwangsarbeiter erhielt und in der als zweiter Vorname »Israel« vermerkt war, den ab August 1938 alle männlichen Juden tragen mussten, während Jüdinnen den Zusatz »Sara« erhielten.

Heute ist Horst Selbiger rastlos unterwegs, seine Erlebnisse mit Faschismus und Rassismus jungen Menschen mitzuteilen. Er hat seine Erinnerungen niedergeschrieben: »Verfemt. Verfolgt. Verraten« (Spurbuchverlag) und ist zudem aktiv als Ehrenvorsitzender des Vereins »Child Survivors Deutschland – Überlebende Kinder der Shoah«.

Foto: privat